

Vom Geist im Heim : (eine kleine Pfingstbetrachtung)

Autor(en): **Walder, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **25 (1954)**

Heft 6

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-808396>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Geist im Heim

(Eine kleine Pfingstbetrachtung)

Darf nicht die Zeit um Pfingsten herum einmal Anlass sein zu kurzer Besinnung auf jenes Wichtigste in jedem Heim, jeder Anstalt, über das man zwar keine Statistik verfassen noch ein Protokoll herstellen kann, das aber doch das Entscheidende ist im Anstaltsleben, zu einer Besinnung auf den Geist, der in der Anstalt herrschen soll?

Da hat mir kürzlich die Mitarbeiterin an einer grossen Anstalt etwas sehr Denkwürdiges mitgeteilt. An leitender Stelle stehend hat sie, während Jahrzehnten treu ihres Amtes waltend, anerkannt von allen Seiten, ihre ganze Seele in ihr Wirken hineingelegt und hat die Entwicklung des Heimes aus kleinen Anfängen zu grosser Blüte miterlebt. Dankbar hat sie anerkannt, wie wunderbar es sei, dass heute in unsern Anstalten alles so viel schöner ist als früher: die Zimmer der Insassen so viel gemütlicher, die Wände mit gediegenen Bildern geschmückt, wohin das Auge schaut, erfreuen Blumen Herz und Auge. So viel wird das ganze Jahr hindurch geboten an guter Musik, Theateraufführungen und andern geistigen Genüssen. Immer neue Bequemlichkeiten werden für die Insassen eingerichtet, um ihnen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu gestalten. Das Personal von der obersten Leitung an bis zum letzten Mitarbeiter, der im Dienste des Hauses steht, ist heute so ganz anders geschult als früher. Aber dann fuhr sie weiter: etwas fehlt heute und das ist der *alte Geist*, der einst das ganze Heim durchwehte. Und nun wurde die Erzählerin ganz warm, als sie anfang von jenem Familiengeist zu berichten, der sogleich alle gefangen nahm, die zur Türe eintraten, der Personal und Schutzbefohlene gleicherweise mit einem unsichtbaren Band umfing, so dass alle sich in diesem Geist geborgen und von ihm getragen fühlten. Die Erzählerin schloss mit den Worten: ach, heute sind wir leider trotz allem Fortschritt eine «Anstaltsfabrik» geworden. Sie sagte dies Wort nicht im Sinne eines Vorwurfes gegen irgend jemanden, sondern einfach eine Tatsache schmerzlich feststellend.

Ob dieser krasse Ausdruck nun gerade glücklich gewählt oder überhaupt gerechtfertigt ist, vermag ich nicht zu beurteilen. Sicher ist, dass diese Aeusserungen einer im Anstaltsleben ergrauten Mitarbeiterin auf das Wichtigste im ganzen Anstaltsleben hinweisen. Das Entscheidende in jedem Sanatorium, jeder Anstalt ist der Geist, die Atmosphäre, die darin herrscht. Für die Schutzbefohlenen jeder Gattung, ob es sich um pflegebedürftige Kinder handelt oder um Alte, ob um körperlich oder seelisch Kranke, für Betreuungsbedürftige jeder Art ist doch das Wichtigste, die grösste Hilfe jene geistige Luft, die sie Tag und Nacht umgibt, die ihre Seele ständig atmen muss, zumal, wenn Insassen nicht nur ein paar Tage oder Wochen, sondern Monate, Jahre, ja vielleicht den ganzen Rest ihres oft noch langen Lebens in einer Anstalt zuzubringen haben. Immer wieder höre ich von Anstaltsinsassen bestätigt, was kürzlich

ein solcher (aus einem Altersheim) mir gegenüber in die Worte fasste: es fehlt wohl dies und jenes bei uns, das Haus ist etwas altmodig, man hätte gern noch die und jene Bequemlichkeit; aber wir klagen nicht, die Hauptsache ist, dass ein so *guter Geist* im Hause herrscht. Man fühlt sich einfach wohl. Ob man am Morgen erwacht oder ob es in die Nacht hineingeht, wohin man kommt, überall ist man umgeben von diesem guten Geist, in dem man sich geborgen fühlt. Umgekehrt vernahm ich wohl auch schon solche Aeusserungen von Heiminsassen: Es ist ja alles wunderbar bei uns, ich könnte eigentlich über nichts mich beschweren. Es ist für alles gesorgt, eigentlich sollte man nur rühmen, aber es fehlt am rechten Geist, und darunter leidet alles und leiden alle. Und diese Aeusserung stammt nicht etwa von jenen ewig Unzufriedenen, die der Schrecken und die Belastung jeder Anstalt sind.

Nun könnte man sicher mit einem gewissen Recht sagen: nun, der Geist in einer Anstalt ist halt eben die *Summe des Geistes* all der Menschen, die in einem solchen Hause beisammen sind. — Schutzbefohlene, Personal, Leitung, sie alle bestimmen zusammen den Geist. Darum wechselt er auch so rasch. Mit zwei, drei neuen Pflinglingen kann auf einmal ein ganz neuer Geist in die Anstalt kommen, dass von ihnen ein erstaunlich wohlthuender Einfluss ausgeht. Und umgekehrt! Es können Schutzbefohlene eine Atmosphäre ins Haus bringen, dass es zu einer eigentlichen Krise im Anstaltsleben kommt. Ebenso kann von einigen wenigen Mitarbeitern unter dem Personal ein schlechter Geist ausgehen, der die Luft im Hause bestimmt, dass alles darunter seufzt. Umgekehrt weiss ich von einem fröhlichen, prächtigen Hausburschen, mit dessen Eintritt wie eine Sonne im Heim zu leuchten anfang, die allen Insassen wohl tat, trotzdem er in seiner Tätigkeit auf sein begrenztes, untergeordnetes Wirkungsfeld beschränkt blieb. Aber es wäre doch schlimm, wenn der Geist, der das Anstaltsleben bestimmt, einfach gleich wäre dieser stets so schwankenden Summe des Geistes, der von all den verschiedenen Bewohnern im Heim ausgeht. Der Geist in der Anstalt ist nicht einem solchen Zufall überlassen.

Es geht doch darum, dass ein ganz *bestimmter Geist* im Hause herrscht und zwar eben jener Geist, der dem Sinn und Ziel, der Aufgabe des Hauses entspricht. Das Haus, das eine ganz bestimmte Aufgabe hat, hat nur dann seine Bestimmung erfüllt, wenn der diesem Zweck entsprechende Geist das Heim erfüllt. Dieser Geist ist eine viel grössere heilende, erzieherische, in jeder Beziehung helfende Macht als gemeinhin angenommen wird, und kann oft mehr bewirken als irgendwelche äussere Massnahmen.

Nun gilt aber sicher auch vom Geist in der Anstalt, was vom Pfingstgeist gilt: man kann ihn nicht herkommandieren oder herbeizaubern. Man kann auch nicht ein Büchlein verfassen mit dem

schönen Titel: wie kann ich einen guten Geist im Haus schaffen? Der Leiter kann auch nicht das Personal versammeln und ihm einen schönen Vortrag halten über das Thema: was können wir noch alles vorkehren, damit ein besserer Geist im Hause herrsche? Das will natürlich nicht heissen, dass man nicht dann und wann, zumal in Krisenzeiten, gemeinsam miteinander reden soll, woher dies und jenes Ungefrenute komme. Man kann sicher auch noch recht viel vorkehren, damit die Insassen sich noch wohler fühlen, kann da noch eine Bequemlichkeit schaffen, dort noch ein Hindernis aus dem Wege räumen. Man kann noch ein Mehreres tun in der psychologischen Ausbildung des Personals. Es können noch viele neue Ideen verwirklicht werden, dass das leibliche und seelische Wohl der zu Betreuenden noch mehr gefördert wird. Sicherlich trägt auch Architektur des Hauses, Einrichtung der Zimmer, Blumenschmuck, sorgfältige Zubereitung des Essens, freundlicher Ton des Personals und dergleichen mehr sehr viel zu einem rechten Geist im Hause bei. Und das soll auch in Zukunft nicht vernachlässigt werden. Wie dankbar sind dafür die Schutzbefohlenen. Aber der Geist, an dem diese allein wohl leben und genesen können, entsteht auf diese Weise nicht.

Sind es doch Menschen, die ihn bestimmen und zwar vor allem die, die verantwortlich sind für Heim und Anstalt. So wie Vater und Mutter verantwortlich sind für den Geist, der die Familie beherrscht, so bestimmt die innere Grundhaltung derer, denen die Verantwortung auch einer grossen Anstaltsfamilie überbunden ist, den Geist, der im Hause herrschen soll. Die Insassen kommen ja zunächst alle mit ihren Nöten, ihren äussern oder inneren Gebrechen, mit ihren Launen und Stimmungen, ihren Pathologien. Aber so wie der Geist der Eltern die «Geister» der Kinder leiten und beherrschen soll, so muss auch der Geist der Verantwortlichen im Heim über all diese «Geister», die mit jedem Menschen ins Haus kommen, Herr bleiben. Und neben dem letztlich Verantwortlichen ist es ja das gesamte Personal, von dem der rechte Geist abhängt, und zwar von jedem Einzelnen.

Es gibt freilich heute Umstände, die es sehr erschweren, dass ein heilender, befreiender, alles beseeligender Familiengeist im Hause herrscht. Dass allerdings grundsätzlich äussere Tatsachen daran schuld sein können, ist wohl zu bestreiten. Es ist z. B. sicher nicht so, dass die zunehmende Grösse eines Betriebes notwendigerweise zugleich auch eine seelenlose Vermassung der Insassen bedeutete und zu einem für die Schutzbefohlenen unerträglichen Druck führen muss, so dass sie sich nur noch als Nummern fühlen. Es ist doch immer wieder erstaunlich, was für eine heimelige Atmosphäre auch in ganz grossen Anstalten herrschen kann, wenn von oben herab unter Mitarbeit des ganzen Personals einem seelenlosen Betrieb entgegengesteuert wird. — Umgekehrt kenne ich

kleinste Heime mit «Familiencharakter», wo ständig eine dicke Luft herrscht.

Aber eine *Zeitkrankheit* macht sich ja fast überall bemerkbar, auch im Anstaltsleben. Wir sind *Individualisten* geworden. Jedes will möglichst sein Eigenleben führen in Unabhängigkeit und Freiheit. Man will etwas vom Leben haben. Natürlich arbeitet man auch in der Gemeinschaft und für die Gemeinschaft. Aber vor allem will man seine eigene Freiheit und Unabhängigkeit gewahrt wissen. Diese Auffassung vom Leben hat ein gewisses Recht. Aber in ihr liegt auch eine grosse Gefahr. Jene andere Auffassung vom Leben, dass man sich mit Leib und Seele, mit seinem ganzen Gemüte und Denken seiner Arbeit hingibt in freudigem, opferbarem Dienst, ist oft nicht mehr zu finden. Man vermisst diese Berufsauffassung sehr oft in akademischen wie in gewerblichen Berufen, aber auch in der sozialen Arbeit, zum Schaden der Mitmenschen. Diese individualistische Lebens- und Arbeitsauffassung färbt auch auf den ganzen Anstaltsbetrieb ab. Ich denke an eine verantwortliche Leiterin einer Abteilung in einem sozialen Institut. Sie leistet Gutes. Es klappt in ihrem Rayon. Aber mit ihren Gedanken, wie sie mir selber zugab, ist sie immer wieder in ihrer freien Zeit, an ihren Freitagen, in ihren Ferien. Mit ihrem innersten Wesen ist sie immer ausserhalb. Dabei lässt sie sich keine Nachlässigkeit zu Schulden kommen. Aber die ihrer Obhut unterstehenden Schutzbefohlenen spüren es. Sie spüren es: man ist nicht wirklich für sie da. Aber eben, nur in einer Luft, wo die Pflinglinge spüren, man ist wirklich für uns da, können sie genesen.

Dazu kommt, dass ja eben die Schutzbefohlenen in unsern Anstalten ausserordentlich sensibel sind. Sie kommen ja nicht als gewöhnliche Menschen unter unser Dach. Sie sind irgendwie vom Schicksal Benachteiligte und darum besonders empfindlich. Sie reagieren viel feiner als andere Menschen auf alles, was um sie herum vorgeht. Sie spüren gleichsam mit geschlossenen Augen die feinsten Seelenregungen derer, die um sie herum sind. Man kann sich vor diesen Menschen nicht verstecken. Sie sehen in die tiefsten Gründe unserer Seele hinunter. Darum eben genügen auch alle äussern Mittel, um einen etwas freundlicheren Geist herbeizuführen, nichts. Unsere Insassen gedeihen nur an jener geistigen Luft, die bestimmt wird durch eine rechte Grundhaltung derer, die ein Haus führen und daran arbeiten. Darum ist ja auch ein Anstaltspersonal etwas ganz anderes als ein Warenhauspersonal. Diesem kann man befahlen, immer ein freundliches Lächeln für den Kunden bereit zu halten, immer nach aussen gute Laune zu zeigen, immer zuvorkommend zu sein. Aber das alles kann blosser Maske sein. Es braucht dahinter keine rechte Grundhaltung zu stehen. Das schadet auch bei der Warenhausbedienung nicht. Anders aber im Leben der Anstalt. Im Anstaltsleben hilft so wenig wie im Familienleben eine *Maske*. Die Kinder durchschauen die Maske der Eltern. So ist es auch im Anstaltsleben. Die Schutzbefohlenen kommen schon dahinter, was etwa nur Maske wäre.

Aber worauf kommt es denn an, wenn der rechte Geist im Hause herrschen soll? Hören wir da am besten, was die Pfleglinge selber sagen. Schon von verschiedenen Insassen von Anstalten hörte ich die Aeusserung, die mir kürzlich in der Form folgender Worte zu Ohren kam: «Es ist alles so ganz *echt* an unserer Leiterin, darum fühlen wir uns so geborgen, darum herrscht ein so guter Geist im ganzen Heim.» Diese Worte treffen in der Tat das, worauf es ankommt. Und wenn unsere Schutzbedürftigen von «Echtheit» eines Verantwortlichen reden, so meinen sie dies nie im Sinne einer moralischen Vollkommenheit. Sie verstehen unter einem echten Menschen nicht einen, der ein Muster an allen möglichen Tugenden wäre (und eben gerade darum unecht wirken müsste). Es ist immer wieder erstaunlich, wie viel Menschlichkeiten, wie viel Versagen auch Schutzbefohlene einem zu verzeihen bereit sind, wenn sie nur spüren, dass jene Echtheit da ist, die allerdings letzte Aufrichtigkeit bedeutet und aus einer Grundhaltung des Lebens kommt, die ihre Wurzeln in einer andern Welt hat. Es ist auch erstaunlich, wie die grösste äussere Vervollkommnung in einem Betrieb, die Schutzbefohlene unbefriedigt lässt, wenn sie es spüren, es fehlt da an der Echtheit unseres Leiters. Er ist nicht ganz für uns da. Es ist erstaunlich, wie die Pfleglinge reagieren auf alles geschraubte, gemachte Wesen. Es ist ihnen da nicht mehr wohl. Man kann auch weltanschaulich ganz verschieden eingestellt sein, wenn nur jene Echtheit da ist, die den Pflegling spüren lässt, dass er bei denen, auf die er angewiesen ist, in ganz zuverlässigen Händen ist. Freilich besteht keine Garantie, dass auch solche Häuser in eine schwere Krise geraten können, die geleitet werden von Menschen, die innerlich von jener wohlthuenden Echtheit sind. Es kann eben auch in solche Häuser durch Pfleglinge oder Personal eine Luft hineinkommen, die eine harte Krise im ganzen Betrieb verursacht. Wo aber jener Geist der Echtheit bei den Verantwortlichen da ist, wird dieser Geist auch einer harten Krise Meister werden. Ja, ein solches Heim kann durch eine solche Krise nur gefestigt werden, weil es auf unzerstörbarem geistigen Grund aufgebaut ist.

Auf *unzerstörbarem Grund!* Wenn darum unsere Hilfsbedürftigen behaupten, dass sie sich einzig recht wohl fühlen, wenn sie den Geist der Echtheit bei denen spüren, auf die sie angewiesen sind, so meinen sie mit dieser Echtheit eben nicht eine immer sehr zweifelhafte moralische Vollkommenheit, sondern sie meinen damit jene Bescheidenheit eines Menschen, die weiss, dass im Grunde alles, was wir an inneren Werten besitzen, Gnade, Geschenk ist, womit wir nicht prunken, die wir vielmehr selbstverständlich, aber auch wirklich ganz in den Dienst unserer Mitmenschen stellen, für die wir da sind.

Dieser Geist aber durchdringt das ganze Heim. Von diesem Geist werden alle und wird alles durchdrungen. Bei allem menschlichen Versagen und aller menschlichen Unvollkommenheit wird eben dieser Geist der «Echtheit», wie sich jener Pflegling ausdrückte, über alle andern Geister Herr werden. Denn er stellt sich ja selbst in eine höhere Ordnung.

Und weil es doch eben jener neutestamentliche Pfingstgeist ist, jener Geist einer letzten, höheren göttlichen Ordnung, der allein unsere in Unordnung gebrachte Welt heilen, ihr helfen und sie in die rechte Ordnung bringen kann, so ist eben dieser befreiende, verheissungsvolle Pfingstgeist, den wir auch dies Jahr allen unsern Heimen, all ihren Leitern, ihrem Personal und allen Schutzbefohlenen von Herzen wünschen.

Pfarrer Karl Walder, Meilen.

Wilhelm Berger-Schneider †

Hausvater im Bürgerheim Stäfa

Am 19. Mai 1954 starb mitten in seiner Berufsarbeit in seinem zur Lebensaufgabe gewordenen Bürgerheim Stäfa nach langem Leiden unser lieber Freund und Kollege Wilhelm Berger. Mit dem Worte Gottes «Der Herr, dein Gott, hat dich gesegnet in allen Werken deiner Hände», hat Herr Pfarrer Pfaff in Stäfa die Abdankung gesprochen. Die ausserordentlich grosse Anteilnahme von Verwandten, Freunden, der ganzen Heimfamilie, Behörden und der Allgemeinheit hat bewiesen, wie beliebt unser Freund Willi als Mensch und in seinem Wirken als Hausvater gewesen war. Alle ärztliche Kunst, die liebevolle Pflege seiner Angehörigen vermochten keine Genesung mehr zu bringen, und der früher kräftige, erst 61jährige Freund war nicht mehr zu retten. Willi Berger wusste um seine schwere Krankheit; bei meinem letzten Besuch war er mit dem Gedanken vertraut, bald von seinen Schmerzen und Qualen erlöst zu werden, dahin zu gehen ins Reich Gottes. Die Religion hat unserm allzufrüh Dahingeschiedenen geholfen, sein irdisches Leiden mit grosser Geduld zu tragen, sie hat ihn in schweren Stunden getröstet, und er konnte im Herrn sterben.

Willi Berger wurde am 17. November 1893 in *Sennwald* SG als ältestes von sechs Kindern geboren. Da seine Eltern damals Mühe hatten, mit einer grossen Familie ihr wirtschaftliches Auskommen zu finden, war schon seine frühe Jugendzeit arbeitsreich und hart. Mit 12 Jahren musste er sich als Handsticker seinen Lebensunterhalt selbst verdienen. Stets zeigte er grosses Interesse für die Landwirtschaft, der er sich später mit Freude und Erfolg widmete. Nach einigen Jahren praktischer Tätigkeit auf dem Lande besuchte er mit sauer ersparten Rappen die landwirtschaftliche Schule Custerhof-Rheineck. Hierauf trat er in die Landwirtschaft der Pflegeanstalt *Wülflingen* als Meisterknecht ein, wo er während vier Jahren das Rüstzeug für seine spätere Tätigkeit als Betreuer vieler Hilfebedürftiger und gestrandeter Menschen holte. Denn in *Wülflingen* verstand es Willi Berger mit Takt und Liebe mit den ihm anvertrauten Zöglingen umzugehen. 1917 lernte er seine spätere Gattin Frieda Schneider kennen, die als Köchin ebenfalls in *Wülflingen* tätig war. Die Beiden steckten sich in der Pflegeanstalt *Wülflingen* das Lebensziel, später in gemeinsamer Arbeit in einer ähnlichen Aufgabe zu wirken. 1920 schlossen sie den Bund der Ehe, und nach zwei an Arbeit reichen Jahren auf dem Baschärhof in Ragaz wählte die Behörde von Nesslau Willi